



Daniela Händler-Schuster

Korrespondenzadresse:

Daniela Händler-Schuster
Mag. Dipl.-Berufspäd. FH
Wiss. Mitarbeiterin,
Lehre MScN und F&E
ZHAW Zürcher Hochschule für
Angewandte Wissenschaften
Institut für Pflege Forschung &
Entwicklung
Departement Gesundheit
Technikumstrasse 71
Postfach
CH-8400 Winterthur
Tel.: +41 58 934 65 34
haed@zhaw.ch
www.gesundheit.zhaw.ch

Doktorandin im
Institut für Gesundheits- und
Pflegerwissenschaften der
Medizinischen Fakultät der
Martin-Luther-Universität
Halle-Wittenberg

Michael Schulz
Prof. Dr. rer. medic.
Lehrstuhl für Psychiatrische
Pflege, Fachhochschule der
Diakonie, Bielefeld- Bethel und
Klinik für Psychiatrie und
Psychotherapie in Bethel,
Ev. Krankenhaus Bielefeld

Johann Behrens
Direktor: Prof. Dr. phil. habil.
Martin-Luther-Universität
Halle-Wittenberg
Medizinische Fakultät
Institut für Gesundheits- und
Pflegerwissenschaften
German Center for
Evidence-based Nursing

Schlüsselwörter

Betriebsfamiliale Systeme
Hausgemeinschaft
Hausmutter
Hausvater
Hauselternfamilie

Seite 404-412

Eingereicht am: 02.02.2011
Akzeptiert am: 06.06.2011
DOI: 10.3936/1098

„... und dann fiel ich aus allen Wolken – das war tiefste Pionierarbeit“

Betriebsfamiliale Systeme am Beispiel der Hausmutter-Funktion – Methodisch angelehnt an den Ansatz der Grounded Theory

Daniela Händler-Schuster, Michael Schulz, Johann Behrens

Da bislang keine empirischen Ergebnisse zur Funktion der Hausmutter vorliegen, soll mit einer qualitativen Untersuchung, die dem Stil der Grounded Theory folgt, herausgefunden werden, wie sich die Hausmutter-Funktion in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Interaktion mit Bewohnern gestaltete und welche Bedeutung ihr zugeschrieben wurde. Es konnten insgesamt neun Hausmütter und acht Hausväter für ein Oral-History-Interview (n = 17) gewonnen werden. Anhand der Ergebnisse konnten drei Phasen der Hausmutter-Funktion definiert werden, von denen im vorliegenden Bericht die zweite Phase: „Sich als Hausmutter verwirklichen – umgesetzte Macht und Herrschaft“ fokussiert wird.

Die Ergebnisse zeigen, dass Hausmüttern mit der Kernkategorie: „Macht und Herrschaft“ ein großes Potential oblag, Entscheidungen für die im Haus Lebenden zu treffen, was sich anhand von Machtformen und Stabilisierungsformen der Macht veranschaulichen lässt.

Vielfach haben sich Hausmütter eingesetzt, Bedingungen für eine bessere Pflege zu verändern. Die Ergebnisse der Studie können helfen, gemeinschaftliches Leben zu reflektieren, da die Phänomene „Macht und Herrschaft“ in der pflegerischen Versorgung bis heute an Aktualität nicht verloren haben.

1 Einleitung

Hintergrund ist die weitreichende Beobachtung der *Betriebsfamilie*: Während weltweit immer noch der *Familienbetrieb* die häufigste Form einer Produktionseinheit ist, sind *Betriebsfamilien* Betriebe, die – zeitweise – familiäre Reziprozitätsformen nutzen bzw. ausnutzen, ohne selber Familien zu sein (Behrens, 2008). Noch im 20. Jahrhundert waren Hausgemeinschaften zur Versorgung behinderter Menschen in kirchlichen Einrichtungen vielmals unter dem Begriff der Hauselternfamilie bekannt (vgl. Steinbrück, 2001). In den v. Bodelschwingschen Stiftungen Bethels, die größte diakonische Einrichtung Europas, hatten Hauseltern die Aufgabe, Pflegehäuser unter den jeweiligen Umständen zukunftsweisend zu entwickeln. So waren Hauseltern ein evangelischer Diakon mit seiner Ehefrau oder eine Diakonisse, die seelsorgerlich von einem Pfarrer begleitet wurde. Der Diakon mit seiner Frau lebten gemeinsam mit den ihnen Anvertrauten in einem Haus, das gleichgeschlechtlich geführt wurde. Demnach waren nur die Hauseltern ein Paar und verfügten über andere Rechte als die anderen Hausbewohner(innen), sie durften z. B. legitim sexuell miteinander verkehren. In den diakonischen Betriebsfamilien Bethels waren Kranke und Betreuungsbedürftige nicht nur Patienten und Klienten, sondern Mitglieder einer Betriebsfamilie, die für ihre Leistungen im Haushalt, in der Produktion, in der wechselseitigen Behandlung und in Wettkämpfen gegen die Bewohner anderer Häuser der Organisation Anerkennung fanden. Entsprechend waren die Hausmütter keineswegs nur Anbieterinnen pflegerischer, therapeutischer, seelsorgerischer und hauswirtschaftlicher Dienste, sondern fungierten als Familienoberhäupter. Zur „Familie“ gehörten sowohl Behinderte und Anfallskranke als auch Menschen mit psychiatrischen Erkrankungen. Zu ihnen zählten Obdachlose, Alkoholranke, aber auch Pflegebedürftige und alte Menschen. Die Bezeichnungen, die für die Bewohner der jeweiligen Häuser verwendet wurden, verweisen auf ein veraltetes Pflegeverständnis, das in den Anfängen der Entwicklung war. Behinderte Menschen wurden beispielsweise „Pflegerlinge“, aber auch „unsere lieben Blöden“ sowie „Kranke“ genannt, Jugendliche waren „Zöglinge“ (vgl. Benad, 2008). Haus-

Title

„...and then I was completely taken by surprise – this was utter pioneer work“

Family enterprise systems using the example of the house-mother function – Methodologically Informed by the Principles of Grounded Theory

Abstract

Empirical results concerning the function of house-mothers do not exist. This qualitative study was designed to establish the nature and importance of interactions between house-mothers and occupants for the second half of the 20th century. A sample of nine house-mothers and eight house-fathers were recruited with whom it was possible to conduct oral history interviews (n=17). Analysis of the data revealed three functional phases of their work, with this paper dealing with the second, “Fulfilling one’s potential as a house-mother – implementation of power and dominance”. Results in the main category of power and dominance showed them having a high incidence of decision making for the house residents, an illustration of the power/stabilisation model of power House-mothers reported the need for changes in care provisions to improve the quality of services, a reflection on their own functional activity. This finding is relevant because it would appear that the phenomena of power and dominance has not lost its significance for communal living, even in the 21st century.

Keywords

family enterprise systems
household
house-mother
house-father
house-parent family

eltern waren in der Pflegegeschichte Hoffnungsträger für eine Vielzahl von Menschen, die ihrer Hilfe bedurften (Neumann, 2010). Der Grad der Pflegebedürftigkeit sowie die Anzahl der Bewohner unterschieden sich von Haus zu Haus.

Im Laufe der Zeit wurden die jeweiligen Wohneinheiten („Häuser“) teilweise mit mehr als 100 Bewohner(inne)n belegt und gingen somit weit über die von Bodelschwingh entwickelte Konzeption hinaus, wonach kleinere Wohnformen von sechs bis zwölf Personen gebildet werden sollten (vgl. Busch, 1992). Zwischen Angehörigen, den Bewohnern des Hauses und Medizinerinnen waren Hauseltern wichtige Bindeglieder und erste Ansprechpersonen. Aufgabe der Hauseltern war es, neben der Pflege und Betreuung unter anderem kranke Menschen zu der ihnen möglichen Teilhabe am Erwerbsleben zu befähigen oder in Freizeitaktivitäten, wie z. B. Ausflüge und Feste, zu integrieren. Die ersten Hauseltern waren von 1894–1919 insgesamt 25 Jahre in Bethel tätig (Frick, 2002). Aus einer Zusammenstellung von Falkenroth (1995) wird ersichtlich, dass in Bethel noch im Jahr 1959 134 Betriebe existierten, die von einem Diakon und seiner Ehefrau geführt wurden, davon lebten 56 Hauselternpaare in den Häusern innerhalb von Bethel. Aus unveröffentlichten Belegen kann entnommen werden, dass die Anzahl der Hauseltern in Bethel in den darauffolgenden Jahren immer kleiner wurde und im Jahr 1995 nur noch 20 Hauselternpaare existierten. Im Zuge von Bestrebungen, Pflege zu spezialisieren und – unter einem reduzierten Professionsverständnis – zu professionalisieren, wurde das Modell der Hauselternfamilie in den 1960er Jahren zunehmend in Frage gestellt (vgl. Rosemann, 1966), bis programmatisch zugunsten von Autonomie und Partizipation in kleineren Wohneinheiten die Hauselternfamilie zum Ende des 20. Jahrhunderts verschwand (vgl. Randzio, 2008). Zudem hat das in den 70er und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts aufkommende Konzept der Regionalisierung eine Abkehr vom Zentralisierungsgedanken früherer Anstalten bedeutet. Gegenüber der Situation in den damaligen Hauselternfamilien in Bethel haben die Bewohner heute in modernen Wohngemeinschaften ein eigenes Zimmer, und das Leben spielt sich vornehmlich in der gemeinsamen Wohnküche, im Essraum und im Wohnzimmer ab. Betrachten wir heute Konzepte von Wohn- und Hausgemeinschaften, so fällt auf, dass die Ursprünge von jener Form des gemeinschaftlichen Lebens wenig klar sind; und oftmals fehlen Bezüge zu damaligen Formen des gemeinschaftlichen Lebens, was dazu führt, dass Hausgemeinschaften, die Hauselternfamilien ähneln, als eine neue Form der pflegerischen Versorgung deklariert werden. Dabei bedienen sie sich an Attributen vergangener Formen gemeinschaftlichen Lebens, ohne diese explizit zu benennen (vgl. Faensen, 2007; Flückiger & Widmer-Huber, 2006; Richter, 2008). Wenn wir Konzepte oder Modelle nutzen, in denen gemeinschaftliches Leben und Arbeiten sowie das gemeinsame Wohnen unter einem Dach angestrebt wird, kann es vorteilhaft sein, zu wissen, an welchen Modellen sich pflegerische Praxis orientiert hat, um Chancen und Risiken vor dem Hintergrund einer wirksamen Pflegepraxis reflektieren zu können. Besondere Beachtung verdient dabei die Tatsache, dass in den betriebsfamilialen Diakonien die Pflegebedürftigen nie nur als Adressaten pflegerischer und therapeutischer Dienste gesehen wurden, sondern ebenso sehr als Leistungserbringer innerhalb des Systems anerkannt wurden.

Untersuchungsschwerpunkt

Damit das wertvolle Wissen um damalige Hauselternfamilien aus Sicht von Zeitzeugen nicht vollends verschwinden sollte, entstand an der Medizinischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg im Institut für Gesundheits- und Pflegewissenschaften (DFG-Sonderforschungsbereich 580) und in der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie in Bethel im Jahr 2008 ein Dissertationsprojekt, das die Hausmutter-Funktion fokussierte. Der vorliegende Bericht präsentiert ein Teilergebnis aus dieser Gesamtstudie (mehr dazu in Händler-Schuster, 2011). Gegenstand der Untersuchung war die Frage, wie sich der Aufgaben- und Verantwortungsbereich von Hausmüttern gestaltete und wie er von ihnen erlebt wurde. Es sollte zudem definiert werden, wie sich im Rückblick die Interaktion zu den Bewohnern gestaltete, um soziale Prozesse zu erklären. Die untersuchte Forschungsfrage lautete: „Wie gestaltete sich – nach der Erinnerung der Hausmütter, Bewohner(inne)n und leiblichen Kindern – die Hausmutter-Funktion in der Interaktion mit den Hausbewohnern und welche Bedeutung wurde der Hausmutter-Funktion zugeschrieben?“

2 Methodisches Vorgehen

Im Rahmen der Studie kam der Ansatz der Grounded Theory zur Anwendung (Strauss & Corbin, 1996; Corbin, 2002; Behrens & Langer, 2004; LoBiondo-Wood & Haber, 2005). Die Datenerhebung erfolgte anhand von Oral-History-Interviews (vgl. Niethammer, 1980; Heinz & Behrens, 1991; Hackmann, 1999). Es wurden die Exploration und die Explikation berücksichtigt (Lamnek, 2005). Mit der Exploration wurden Einzeldaten und deren Zusammenhänge fortlaufend mündlich wie schriftlich reflektiert und je nach Phase der Untersuchung angepasst. Insbesondere die theoretischen Annahmen zu Beginn der Untersuchung wurden mit einem zunehmenden Erkenntnisgewinn zugunsten des realen Untersuchungsfeldes korrigiert. So konnte das weitere Vorgehen iterativ angepasst werden. Nach Lamnek

(2005) erfordert die Exploration ein vorurteilsfreies und sensibles Sich-Einlassen sowie die Bereitschaft, eigene Konzeptionen zu überprüfen. „Vorurteilsfreiheit“ ist dabei nicht durch Entschluss zu haben, sondern ist Frucht systematischer falsifizierender Arbeit (Corbin, 2002; Behrens, 2008). Die Kategorienbildung erfolgte infolge des offenen, axialen und selektiven Kodierens (vgl. Strauss & Corbin, 1996), wobei die vier Prinzipien qualitativer Forschung, *Offenheit, Kommunikation, Naturalistizität und Interpretativität* berücksichtigt wurden (Lamnek, 2005). Die Inhaltsklassifikationen wurden von der Erstautorin und ihren Betreuern im Wechselsel geprüft. Auf diesem Wege konnte der Intercoder-Reliabilität Rechnung getragen werden.

2.1 Datensammlung und -analyse

Die Datenerhebung konzentrierte sich auf die diakonische Gemeinschaft in Nazareth (Nordrhein-Westfalen), weil dort die meisten Hinweise zu damaligen Hauselternfamilien zu finden waren. Zudem war hier die Bereitschaft, über Erfahrungen zu sprechen, im Vergleich zu anderen diakonischen Gemeinschaften am größten. Im Sinne eines Prätestes waren hier bereits 2008 Gruppen- und Familieninterviews des Halleschen Instituts durchgeführt worden (vgl. Behrens, 2008).

2.2 Rekrutierung der Befragten

Im Februar 2009 erhielten alle Mitglieder der diakonischen Gemeinschaft Nazareth (ca. 1000 Personen) über den Nazarethbrief (2/2009), der quartalsweise im Jahr veröffentlicht wird, eine Beschreibung der vorliegenden Untersuchung mit dem Ziel, ehemalige Hausmütter und ihre Familien zu erreichen. Die Informationen im Nazarethbrief wurden bewusst offen formuliert, um auch Hausväter und Kinder ehemaliger Hauseltern für ein Interview gewinnen zu können. Wenige Tage nach dem Erscheinen des Nazarethbriefes meldeten sich einige Hausväter telefonisch, die mit ihren Frauen für ein Interview bereit waren. Es folgten Interessensmeldungen von Kindern ehemaliger Hauseltern, und eine Vielzahl an Briefen erreichte die Erstautorin auf dem Postweg.

2.3 Datenerhebung

Für die Befragung der Zeitzeug(inn)en sollten sowohl Einzelinterviews als auch Paar- und Gruppeninterviews möglich sein. Für die Auswahl der Interviewpartner(innen) wurde eine Interviewlänge von 60–120 Minuten eingeplant. Es wurden die Schwerpunkte Arbeitsteilung, Mitarbeit, Funktion der Hausmutter und Verzicht fokussiert, die sich bereits aus der Vorstudie ergeben haben (vgl. Behrens, 2008). Alle Gespräche nutzten die folgenden narrativen Erzählanreize (vgl. Tab. 1):

- *„Wie war das, als Sie Hausmutter/Hauseltern waren?“*
- *„Wie haben Sie Ihre Tätigkeit als Hausmutter/Hauselternpaar in der Familie erlebt?“*
„Wie war das für Sie, im Haus zu wohnen?“
- *„Wie sehen Sie Ihren Aufgaben- und Verantwortungsbereich und welche Schwerpunkte gehörten dazu?“*
- *„Was waren für Sie erfreuliche bzw. schwierige Momente?“* *„Wie sind Sie damit umgegangen?“*
- *„Welche Motive bewegten Sie dazu, als Hausmutter tätig zu werden?“*

Tab. 1: Erzählanreize für Hausmütter und Hausväter (Händler-Schuster, 2011, S. 31)

Datenanalyse

Alle digital aufgezeichneten Oral-History-Interviews wurden von der Erstautorin vollumfänglich transkribiert, wobei die allgemeinen Richtlinien der Textgestaltung berücksichtigt wurden (Bortz & Döring, 2006). Anschließend wurden die Daten mithilfe des MAXQDA-Programms, eines Softwaretools zur computergestützten qualitativen Daten- und Textanalyse, aufgebrochen und auf die Schwerpunkte hin analysiert (vgl. Strauss & Corbin, 1996; Flick, 2006). Besonders zu Beginn der Analyse ergab sich eine Vielzahl von Themen, die sich erst durch mehrere Analysegänge auf Kernthemen verdichteten. Alle Transkripte wurden dreimal jeweils der offenen, der axialen und der selektiven Analyse unterzogen, so dass die Kategorisierung mit jedem Durchlauf differenzierter ausfiel. Mit der Festlegung der Kernkategorie „Macht und Herrschaft“ konnte die eigentliche Theoriegenerierung beginnen.

2.3 Gütekriterien

Die Gesamtstudie orientierte sich an den nahezu allgemeinen Gütekriterien der hermeneutisch-interpretativen, häufig „qualitativ“ genannten Forschung (Mayring, 2002). Mit der *Verfahrensdokumentation* wurden alle Schritte schriftlich niedergelegt und mit entsprechenden Informationsbriefen für die Befragten transparent und nachvollziehbar gemacht. Mit dem Gütekriterium der *Regelgeleitetheit* orientierte sich die Forscherin an Verfahrensregeln, um die Interviews systematisch aufzuarbeiten. Mit dem Vergleich zur Literatur (Tegtmeier, 1948; Rosemann, 1966; Benad, 1994; 2006; 2008; Brinkmeier, 1994; Fuchs, 1996; Falkenroth, 1996; Brinkmann, 2000; Randzio, 2008; Nussbicker, 2009; Neumann, 2010) wurde der *Argumentativen Interpretationsabsicherung* Rechnung getragen. Es wurde zudem eine Datenquellen-Triangulation angestrebt (Flick, 2006; Mayring, 2002). Mit dem Gütekriterium der *Nähe zum Gegenstand* wurde beabsichtigt, möglichst nahe an die Alltagswelt der Befragten anzuknüpfen. Dies wurde dadurch erreicht, dass die Gespräche in den privaten Räumlichkeiten der Befragten stattfanden. Dem Gütekriterium der *Kommunikativen Validierung* wurde insofern Rechnung getragen, indem Paar- und Gruppeninterviews geführt wurden. Da die Erstautorin selbst zehn Jahre als Pflegende in einer Pflegeeinrichtung beschäftigt war, die von Hauseltern geleitet wurde, konnte durch ihre Erfahrungen insbesondere die Nähe zum Gegenstand gewährleistet werden.

2.4 Ethische Überlegungen

Alle Befragten wurden sowohl mündlich als auch schriftlich über das Forschungsvorhaben informiert. Dem Recht auf Selbstbestimmung wurde durch eine informierte Zustimmung entsprochen. Zudem wurde durch die informelle Rücksprache mit der Ethikkommission der Medizinischen Fakultät in Halle (Saale) die Nicht-Notwendigkeit einer genauen Prüfung durch die Ethik-Kommission geklärt. Alle Namen wurden anonymisiert dargestellt und unter Berücksichtigung des Datenschutzes archiviert (Leh, 2000). Detaillierte Informationen zu den Einrichtungen, in denen die Hauseltern tätig waren, wurden bewusst weggelassen, um Rückschlüsse auf den Einsatzort der Befragten zu verhindern.

3 Untersuchungsergebnisse

3.1 Beschreibung der Befragten

Aus der Gesamtpopulation ($n = 42$) konnten insgesamt neun Frauen und acht Männer befragt ($n = 17$) werden, die jeweils als Hausmutter ($n = 9$) und als Hausvater ($n = 8$) mehrjährig tätig waren. Das Alter der Befragten Hausmütter lag zwischen 47 und 80 Jahren, mit einem Durchschnittsalter von 69 Jahren. Fünf von neun Befragten verfügten über ein fachpflege-risches Examen. Zwei der Befragten waren Hauswirtschafterinnen, eine der Befragten war im kaufmännischen Bereich examiniert, eine andere Befragte verfügte über ein pädagogisches Examen.

3.2 Darstellung der Ergebnisse

Es konnten drei Phasen der Hausmutter-Funktion identifiziert werden, die von den Phänomenen Macht und Herrschaft begleitet werden:

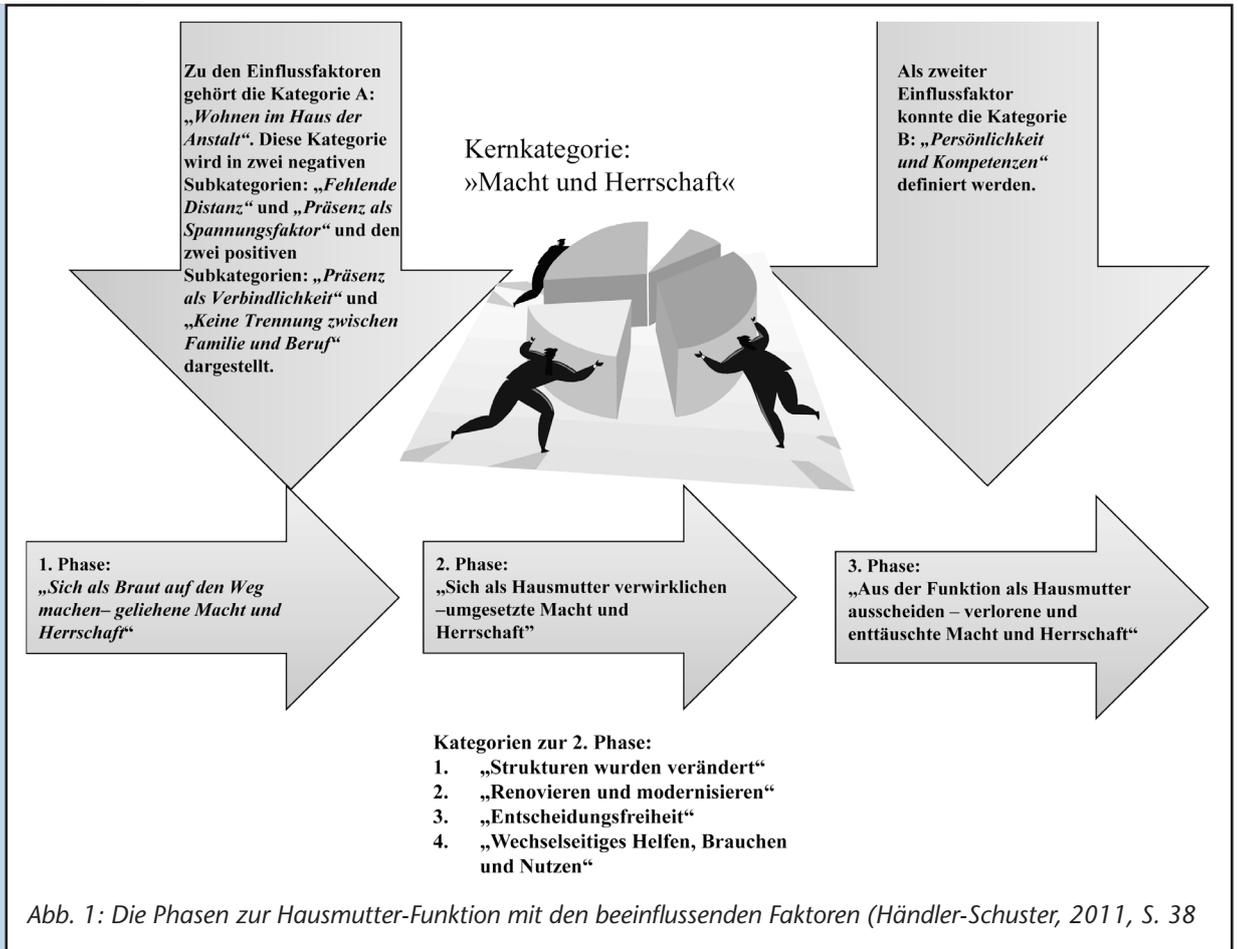
1. „*Sich als Braut auf den Weg machen – geliebene Macht und Herrschaft*“
2. „*Sich als Hausmutter verwirklichen – umgesetzte Macht und Herrschaft*“ und
3. „*Aus der Funktion als Hausmutter ausscheiden – verlorene und enttäuschte Macht und Herrschaft*“.

Aus den Ergebnissen wird hier besonders die zweite Phase der Hausmutter-Funktion betrachtet. Sie wird von vier Kategorien begleitet, die in sich keine Hierarchisierung darstellen: 1. „*Strukturen wurden verändert*“; 2. „*Renovieren und Modernisieren*“; 3. „*Entscheidungsfreiheit*“ sowie 4. „*Wechselseitiges Helfen, Brauchen und Nutzen*“. Gesamthaft werden die Ergebnisse von den Faktoren Wohnen im Haus und Persönlichkeit und Kompetenzen begleitet (vgl. Abb. 1).

Kategorie 1: „Strukturen wurden verändert“

Hausmütter waren maßgeblich an der Gestaltung ihres Umfeldes beteiligt. Frau U. (Z. 128–131) erinnerte sich, dass ihr die Situation bei den Mahlzeiten im Speisesaal für die Bewohner unzumutbar erschien, was sie dann mit ihrem Mann mit der Übernahme der Hauseltern-Funktion schneller veränderte, als sie ursprünglich vorgesehen hatte:

„Ich finde es unmöglich, alte Menschen so früh aus dem Bett zu jagen, dass sie schon ab halb sieben da unten sitzen, und es muss so sein, dass man auch gerne an den Tisch geht und



nicht, wo das so eine Abfertigung nur ist ... Dann wurde jedem Bewohner auf dem Tisch ein Rosinenbrötchen gelegt und ein Teelöffel Marmelade auf den Teller geklatscht und dann – äh, sage ich, und Butter? ... Dann kamen die mit verschmierten Butterdosen an.“

Veränderungen bedeuteten Auseinandersetzungen. Frau F. (Z. 14) erinnerte sich daran, dass mit der Übernahme der Hausmutter-Funktion sie und ihr Mann ebenfalls Veränderungen durchsetzten, die aber dann Auseinandersetzungen mit der Anstaltsleitung bedeuteten:

„Dass Leute kamen und es war kein Bett mehr frei, sie mussten traditionell im Keller auf einer Matratze schlafen, bis da zwanzig lagen – oder so. Das haben wir dann abgeschafft und uns fast eine Abmahnung eingezogen, aber das sind Sachen, die dann nicht mehr waren.“

Kategorie 2: „Renovieren und Modernisieren“

Alle Befragten erinnerten sich an eine Vielzahl von Renovierungs- und Umbaumaßnahmen, die sie umsetzten, für die sie auch verantwortlich waren. Alle Hausmütter erinnerten sich daran, dass die Einrichtungen vielmals renovierungsbedürftig waren und sie Spielraum zur Gestaltung hatten:

„Aber das Haus war an sich schon nicht mehr ganz in Ordnung, das musste eigentlich durchrenoviert werden, und das war von der Anstaltsleitung nicht genehmigt worden. Da haben wir uns alle so sehr beholfen. Ich habe noch selber Fenster geputzt und habe selber gewischt mit den Brüdern zusammen, damit das Haus überall einigermaßen in Ordnung war.“ (Frau P., Z. 94)

Es waren nicht nur Veränderungen am Haus, sondern auch angepasste Ordnungen, die verändert wurden. Herr P. (Z. 141) erinnerte sich beispielsweise daran, dass seine Frau die Kuchenregelung anpasste, indem anstelle von einmal pro Woche nun jeden Tag Gebäck oder Kuchen zum Nachmittag verteilt wurde.

Kategorie 3: „Entscheidungsfreiheit“

Aufgaben- und Verantwortungsbereiche konnten autonom gestaltet werden, was alle Befragten bestätigten. Frauen waren zwar offiziell für den Hauswirtschaftsbereich zuständig, konnten jedoch über Art und Weise der Aufgabenbewältigung selbst entscheiden:

Literatur

- Anhamm, I: Frau Anhamm berichtet in einem Interview von ihrem Weg in Nazareth. In: Cohrt, L., Quentmeier, I., Rosemann, U., Weduwen, M.: Frauengeschichten. Diakonische Gemeinschaft Nazareth, 1998.
- Antonovsky A: Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Deutsche erweiterte Ausgabe von Franke A., Tübingen: dgvt, 1997, S. 23–50.
- Behrens, J.: Orte der Pflege 2. Unveröffentlichtes Manuskript, 2008.
- Benad, M.: „Nazareth in Bethel – Historische Bemerkungen zu einem aktuellen Thema. Thesen zum Referat auf dem Gemeinschaftstag am 17. Sept. 1994“. In: Nazarethbrief – Diakonische Gemeinschaft Nazareth, Nr. 8, Bielefeld-Bethel 1994, S. 3–7.
- Benad, M.: Religiöse Grundlagen. In: Benad, M., Schmuhl, H.-W. (Hrsg.): Bethel-Eckartsheim. Von der Gründung der ersten deutschen Arbeiterkolonie bis zur Auflösung der Teilanstalt (1882–2001). Stuttgart, Kohlhammer, 2006, S. 27, 28, 53.
- Benad, M.: Auf dem Weg zur religiösen Selbstverantwortung. Zum Wandel der religiösen Alltagskultur in diakonischen Einrichtungen nach 1945. In: Journal of Religious Culture, 2008, Nr. 101.
- Brinkmeier, P.: „Wurzeln schlagen in Nazareth“. Zur Bedeutung und Geschichte der Brautkurse in der Diakonenschaft Nazareth 1890–1968. Unveröffentlichte Schriftliche Hausarbeit im Rahmen der ersten Staatsprüfung für das Lehramt für die Sekundarstufe II in Evangelischer Religionslehre, 1994.
- Brinkmann, B.: Zur Geschichte der Diakonie Freistatt und ihrer sonderpädagogischen Maßnahmen und Konzepte. Unveröffentlichte Schriftliche Hausarbeit zur Prüfung für das Lehramt an Sonderschulen der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, 2000.
- Bortz, J., Döring, N.: Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler. 4. Aufl. Berlin, Springer, 2006.
- Busch, J.: Familiäre Strukturen in der Diakonie. Vortrag bei der Intern. Konferenz Theol. Mitarbeiter in der Diakonie am 22. Mai 1992 in Meisenheim bei Bad Kreuznach, 1992.
- Corbin, J. M.: Forcing Vs. Emergent: Line by Line Analysis. Paper Presented in Halle, Germany. September 27, 2002. In: Halle-

„Du konntest dir aussuchen, was du machst, du hättest Hauswirtschaft machen können, Leitung der Hauswirtschaft ist aber nie dein Ding gewesen – von daher warst du eher mit den Betreuungsaufgaben drin und darum hat sich keiner beschwert oder sonst etwas.“ (Herr F., Z. 5)

Auch Frau P. (Z. 152) erinnerte sich an die Freiheit, selbst entscheiden zu können:

„Ich konnte wirtschaften, wie ich wollte, Hauptsache man kam nicht in rote Zahlen, und das hatte man ja irgendwie auch im Griff, und dann war das wirklich in Ordnung.“

Frau U. (Z. 161) erinnerte sich, dass ihr neben dem Wirtschaftsbereich die Aufnahmegespräche besonders lagen und diese auch einen Ausgleich zu den anderen Aufgaben darstellten. Diese Aushandelbarkeit übernehmen Betriebsfamilien von Familienbetrieben, in den Arbeiten nach individuellen Eignungen und Neigungen und nicht nach überpersönlichen Rollen verteilt werden. Mit dem Wechsel des Personals kann sich die Struktur der Arbeitsteilung ändern, weil sie nicht rollenförmig vorgegeben ist. Aushandelbarkeit heißt auch: über die Verteilung der Arbeit entscheidet die jeweilige Macht der Verhandelnden, nicht die Hausordnung oder die Institutionsleitung, in diesem Falle der Vorstand von Bethel.

Kategorie 4: „Wechselseitiges Helfen, Brauchen und Nutzen“

Der Einbezug der Arbeitskraft der Bewohner gehörte je nach Setting zum Alltag:

„Alles was im Haus gemacht werden musste – alle Hilfsarbeiten wurden von den Männern im Haus gemacht – also auch Wäsche waschen. Die Männer wurden angelernt vom Hausmeister, der immer da war, und das war eine Selbstorganisation, also im Prinzip eine Haushaltsführung für Männer.“ (Frau F., Z. 9)

Alle der Befragten erinnerten sich daran, dass die Bewohner(innen) im Haus halfen, auch wenn diese kognitiv oder durch körperliche Behinderungen eingeschränkt waren:

„Eine Frau, die war gelernte Schneiderin. Die war aber ganz schwer körperbehindert. Der habe ich immer die Arbeit ins Zimmer gebracht und dann hat sie die Wäsche vom Haus heile gemacht und so. Eine Frau machte in der Brotstube mit, schnitt das Brot und da wurden immer die Portionen gemacht – Butter und Margarine.“

Zwei der Befragten erinnerten sich daran, dass die Bewohner(innen) und Mitarbeitenden kleine Ent- und Belohnungen bekommen haben:

„Manche strengen sich zwischendurch an und sie brauchen auch irgendwann einmal eine kleine Belohnung dafür, da habe ich diese Strumpfhosen jetzt gekauft, für die Mädchen, damit die zwischendurch mal so eine kleine Belohnung haben.“ (Frau U., Z. 141; Frau W., Z. 223)

Es handelt sich bei diesen kleinen Belohnungen eigentlich nicht um Geschenke, da sie ja Arbeiten betreffen, die sonst gegen Lohn hätten vergeben werden müssen. Die Frauen, Kinder und Männer arbeiteten für Kost und Logis sowie kleine Belohnungen (eigentlich Entlohnungen) in der Betriebsfamilie. Typisch ist, dass diese Entlohnungen wie Belohnungen, also ähnlich wie Geschenke, auf alle Fälle nach alleiniger Entscheidung der Hausmutter vergeben wurden – eben wie in der Familie. Kein Tarifvertrag regelte, für wie viel Arbeit und Anstrengung wie viele Strumpfhosen fällig waren.

Kategorie A: Wohnen im Haus der Anstalt

Subkategorie (–) 1: „Fehlende Distanz“

Frau E. (Z. 11) fehlten im Hinblick auf das Zusammenleben mit den Bewohnern die Grenzen. Dies galt auch, so erinnerte sie sich, auch ihren Kindern:

„... die Wohnung, die war so unmöglich – obwohl sie schön lag – aber die war so unruhig. Der ganze Betrieb, der war praktisch an unseren Fenstern vorbei, weil das ebenerdig war.“

Frau W. (Z. 129) erinnerte sich daran, dass eines Morgens ein Mitarbeiter an ihrem Bett stand und sie etwas fragen wollte:

„Und da steht der diensthabende Mitarbeiter und fragt, welche Zigarettensorte die brauchen, er wollte ihnen jetzt zum neuen Jahr, äh, eine kleine Aufmerksamkeit – und da habe ich ihn so angefaucht: ‚Hau ab hier aus unserem Schlafzimmer‘ – und da sagt er, „es schneit draußen, wenn du jetzt die Terrassentür nicht zumachst, wird hier drinnen alles nass.“

Subkategorie (–) 2: „Präsenz als Spannungsfaktor für die Familie“

Einige der Befragten erinnerten sich daran, dass die Präsenz im Haus zu Konflikten mit den leiblichen Kindern führte. So erinnerte sich beispielsweise Ehepaar U. (Z. 282–283) daran, dass sie sich häufig beim Mittagstisch in Anwesenheit der Kinder über verschiedene Situationen unterhielten: „Wir waren voll davon“, ohne dass sie merkten, dass ihre Kinder selbst auch Sorgen und Probleme anbringen wollten, bis diese das zur Sprache brachten. Die Kindererziehung war für alle Hausmütter ein schwieriges Thema, obwohl nicht alle die fehlende Zeit bedauerten:

sche Beiträge zu den Gesundheits- und Pflegewissenschaften. (Hrsg.): Behrens, J., 3. Jahrgang. <http://digital.bibliothek.uni-halle.de/pe/content/titleinfo/2253>

Faensen, M.: Pflegekonzept advita Pflegedienst GmbH der ambulanten Wohn-gemeinschaft für an Demenz erkrankte Menschen Chemnitz. Unveröffentlichtes Manuskript, 2007.

Flick, U.: Qualitative Sozialforschung. 4. Aufl. Reinbek bei Hamburg, Rowohlt GmbH, 2006.

Falkenroth, R.: Die Entwicklung der „Hausmutter-Regelungen“ von den Anfängen Nazareths bis in die Gegenwart. Unveröffentlichtes Manuskript, 1995.

Flückiger, K., Widmer-Huber, T. (Hrsg.): Neue Wohnprojekte braucht das Land. Wohnmodelle und Gemeinschaften mit diakonischen, pädagogischen, therapeutischen Auftrag. Ein Handbuch für amtierende und künftige Hauseltern und LeiterInnen. 4. Aufl. Zürich, Riehn, Schribschtell Altstetten, 2006.

Frick, R.: Die ersten 100 Jahre. In: Bauer H., Buntrock A., Frick R., Jürgenbehning H., Neumann R., Rosemann H., Steinbrück J.: Was kann aus Nazareth Gutes kommen? Aus der 125-jährigen Geschichte der Diakonischen Gemeinschaft und Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth/Bethel. Bethel-Beiträge 58. Bielefeld, Bethel-Verlag, 2002, S. 9–66.

Fuchs, K.: „... aber es war gut! ...“ Narrative Interviews mit ehemaligen Hausmüttern in einer diakonischen Einrichtung. Unveröffentlichte Diplomarbeit im Diplomstudiengang Erziehungswissenschaften, Bielefeld, 1996.

Glaser, B., Strauss, A.L.: Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. 2. Korrigierte Aufl. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle, Verlag Hans Huber, 2008.

Hackmann, M.: Interviews in der historischen Pflegeforschung. In: Pflege (1999): 12: 28–33.

Händler-Schuster, D. (2011): Betriebsfamiliale Systeme am Beispiel der Hausmutter-Funktion. Eine hermeneutisch – interpretative Studie über das retrospektive Erleben ehemaliger Hausmütter in Häusern für „Kranke und Pflegebedürftige“ in einer diakonischen Anstalt – Methodisch angelehnt an den Ansatz der Grounded Theory. Unveröffentlichte Dissertation aus dem Institut für Gesundheits- und Pflegewissenschaft, Halle-Wittenberg.

„Die Kinder sind eigentlich von der Oma großgezogen worden. Wir waren zwar auch da, aber wir waren eben durch die Arbeit manchmal ein bisschen, wirklich wenig mit den Kindern zusammen.“ (Frau P., Z. 275)

Subkategorie (+) 3: „Präsenz als Verbindlichkeit“

Da Hausmütter allumfassend für das Haus verantwortlich waren, konnten sie sich auch in der Regel frei im Haus bewegen und hatten Zutritt zu allen Räumen:

„Es gab dann eigentlich keinen Raum – wo klar, gab es ein paar, die abgeschlossen hatten, was auch in Ordnung war, aber damals musste man nicht noch erst fragen, ob der Datenschutz und überhaupt und so. Das waren öffentliche Räume – ja – das waren nicht öffentliche Räume, aber ich konnte da rein, um Tischdecken zu tauschen.“ (Frau W., Z. 32)

Subkategorie (+) 4: „Keine Trennung zwischen Familie und Beruf“

Alle Befragten erinnerten sich an verschiedene Vorteile, die sich durch das Wohnen im Haus ergaben. Dazu gehörte z. B., dass große Feste im Haus selbst gefeiert werden konnten:

„Unsere Angehörigen, die dann zur Konfirmation kamen, sind genauso mit im Speisesaal gewesen und genauso mit im Haus gewesen und haben gefeiert. Sie sind also nicht etwa in unsere Wohnung gegangen und haben extra gegessen und so, da gab es Schnitzel und so.“ (Ehepaar P., Z. 216–217)

Auch für die privaten Anlässe der Hauseltern konnten die Speisesäle der Häuser also so genutzt werden, als handelte es sich um ihre privaten Räume. Der Preis für diese „Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf“ war die mangelnde aus der Vorstudie – und in den früheren Zitaten vermisste – Trennung von Familie und Beruf (vgl. Behrens, 2008).

Kategorie B: „Persönlichkeit & Kompetenzen“

Die Persönlichkeit und auch die jeweiligen Kompetenzen der Hausmütter haben dazu beigetragen, dass sie mit bestimmten Aufgaben eher vertrauter waren als andere.

Frau U.'s (Z. 52) Stärken hingegen lagen in der Administration. Sie konnte sich besonders gut mit Zahlen aus, weswegen sie für diesen Bereich zuständig war.

Je nachdem welchen Anspruch die Hausmütter hatten, gestaltete sich auch ihre Arbeit. Frau M. (Z. 64) arbeitete sehr gerne therapeutisch, womit ein Bezug zur Kategorie 3 hergestellt werden kann. Auch für Ehepaar D. (Z. 37) war es wichtig, für Bewohner und Besucher präsent zu sein. So sorgten sie dafür, dass ihr Büro eine Glasfront erhielt, damit sie sahen, wer etwas von ihnen wollte. Zudem konnten sie so signalisieren, dass sie ansprechbar waren.

Diskussion

Der vorliegende Artikel zeigt ein Teilergebnis aus einer qualitativen Studie. Im Sinne der Grounded Theory wurden Oral History Interviews zur Datenerhebung durchgeführt. Dabei wurde deutlich, dass diese Methode der Datenerhebung sich im Hinblick auf die Befragten als sinnvollen Ansatz erwies um Erinnerungen zu fördern.

Aufgrund der heterogenen Einsatzfelder früherer Hauseltern und der eigenen Erlebnisse in der Vergangenheit gab es eine Vielschichtigkeit von Informationen, was dazu beitrug, dass sich eine Datensättigung nur allmählich abzeichnete. Nach Glaser und Strauss (2008) ist eine echte Sättigung nicht erreichbar, da die soziale Welt unendlich viele Facetten besitzt und in einem ständigen Wandel begriffen ist. Anhand der Kernkategorie *Macht und Herrschaft* war möglich, das Leben der Hausmütter in Phasen zu betrachten, was weitere Arbeitsschritte implizierte. Zusammenfassend kann anhand der Ergebnisse interpretiert werden, dass Hausmütter durch die Freiheit, die sie hatten, und den Sinn, den sie in ihrer Arbeit sahen, vielfach dazu beigetragen haben, die Bedingungen der Bewohner(innen) in den Häusern von Bethel in Hinblick auf ein besseres Leben zu verändern. Beeinflusst wurde ihr Handeln durch den Verzicht, den sie an Privatheit aufbringen mussten, aber auch durch die Freiheit, selbst Entscheidungen treffen zu können. Diese ihnen eigene Freiheit war zweifellos wesentlich größer als die der meisten anderen Mitglieder der Betriebsfamilie „Haus“, deren Hausmütter sie waren. Dass die Hausmütter die Möglichkeiten nutzten, Veränderungen der inneren und äußeren Strukturen vorzunehmen, lässt darauf schließen, dass Hausmütter ein hohes Machtpotential hatten, das mit den Machtformen nach Popitz in Beziehung gesetzt werden kann (vgl. Popitz, 1992; vgl. Abb. 2). Veränderungen, die durch Modernisierungen stattfanden, können am ehesten der *Datensetzenden Macht* zugeordnet werden. Hausmütter waren daran beteiligt, Strukturen in den Einrichtungen zu errichten, aber auch zu verändern, um Bedingungen, die sie selbst nicht vertreten konnten, zugunsten eines freieren und autonomeren Lebensstils der Bewohner im Haus zu verändern.

Händler-Schuster, D., Schulz, M., Behrens, J.: „Must, should and may“ – as precursors of participations and co-determination: Institutional families in diaconical care settings in Germany from the perspective of residents and the biological children of former houseparents. *Journal of psychiatric and mental health nursing: in review* – 2011a.

Händler-Schuster, D. Neumann, R., Schulz, M., Behrens, J.: „How deacons wives experienced the process of becoming a housemother“. *Nursing Philosophy: in review* 2011b.

Heinz, W. R.; Behrens, J.: Statuspassagen und soziale Risiken im Lebensverlauf; das Forschungsprogramm des Sfb 186. In: *Bios, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History* 4 (1991): 121–139

Hoener, H.: Frau Herta Hoener erzählt in einem Interview von ihrer kurzen Ehe und ihrer Arbeit. In: *Cohrt, L., Quentmeier, I., Rosemann, U., Weduwen, M.: Frauengeschichten. Diakonische Gemeinschaft Nazareth*, 1998.

Lamnek, S.: *Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. Psychologie Verlag Union München, Weinheim*, 2005.

Leh, A.: *Problems of Archiving Oral History Interviews. The Example of the Archive „German Memory“*. *Forum: Qualitative Social Research*, (2000), 1/3. Internetressource: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1025> (03.09.2010).

LoBiondo-Wood, G., Haber, J.: *Pflegeforschung. Methoden, Bewertung, Anwendung*. 2. Aufl. München, Jena, Urban & Fischer, 2005.

Mayring, P.: *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. Beltz, Weinheim und Basel, 2002.

Neumann, R.: *Die westfälische Diakonienanstalt Nazareth 1914–1954. Jahrzehnte der Krise*. Luther Verlag Bielefeld, 2010.

Niethammer, L.: *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis des „Oral History“*. Frankfurt am Main, 1980.

Popitz, H.: *Phänomene der Macht*. 2. erweit. Aufl., Tübingen, Mohr Siebeck, 1992.

Randzio, B.: *Von der Dienstgemeinschaft zur Teamarbeit. Die Reform der Psychiatrie in den v. Bodelschwingschen Anstalten*

Die Ergebnisse zeigen, dass sich die Hausmütter Aufgabenbereiche zu Eigen gemacht haben, wenn diese ihnen besonders lagen oder sie dafür qualifiziert waren. Familientypisch war die Arbeitsteilung nicht durch Vorgaben der Hausordnung bestimmt oder durch den Vorstand von Bethel vorgegeben, sondern sie richtete sich nach den Neigungen und Eignungen der Mitglieder der Betriebsfamilie und ihrer jeweiligen Macht – für Hauseltern war sie also besonders groß. Nicht wie in bürokratischen Organisationen stand die Ordnung der Berufsrollen über den Personen, sondern die mächtigen Personen gestalteten die Aufgabenverteilung nach ihren Vorlieben, wobei die Hauseltern dafür Sorge trugen, dass am Ende alle Aufgaben jemanden fanden, der sie ausführte. Die Macht der Hausmütter war bereits durch ihre Monopolstellung gegeben und erzeugte Abhängigkeiten, was sich anhand der Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung ableiten lässt. Abhängigkeiten zwischen ihnen und den im Haus Lebenden lagen bereits in der Arbeitsteilung, aber auch in der Freiheit der Hausmütter, sich frei im Haus der Anstalt bewegen zu können und in jeden Raum zu gelangen. Die Trennung zwischen Beruf und Familie, Betrieb und Privatsphäre war wenig entwickelt, worunter die Hausmütter nicht nur litten, sondern wovon sie auch profitierten. Wo Beruf und Familie nicht

getrennt sind, entsteht schnell, manchmal zu schnell, der Eindruck der Vereinbarkeit von Beruf und Familie.

Die Ergebnisse zeigen, dass Hausmütter ressourcenorientiert den Alltag zu bewältigen versuchten, und zwar indem sie die Hilfe und die Arbeitskraft der im Haus Lebenden zur Bewältigung anfallender Aufgaben

Phasen der Hausmutter-Funktion	Machtformen (Popitz, 1992)	Beispiele, wie sich Grundformen der Macht zeigen
<p>Geliehene Macht und Herrschaft →</p> <p>Umgesetzte Macht und Herrschaft →</p> <p>Verlorene und enttäuschte Macht und Herrschaft →</p>	<p>Aktionsmacht</p> <p>Datensetzende Macht</p> <p>Instrumentelle Macht</p> <p>Autoritative Macht</p>	<p>Die Fähigkeit, jemandem Schaden zuzufügen und über jemanden zu bestimmen</p> <p>Technische Handlungsfähigkeit, bedingt durch Besitz und z. B. Arbeitsteilung, Veränderungen durchführen</p> <p>Ängste und Hoffnungen erzeugen, z. B. durch Belohnungen. Angst vor Ablehnung oder Zuwendung</p> <p>Basis von Autorität, Sicherheit und soziale Orientierung. Atmosphäre gestalten, im Haus wohnen</p>

Abb. 2: Die Phasen der Hausmutter-Funktion zu den Machtformen (Händler-Schuster, 2011, S. 82)

integrierten und Aufgaben an Bewohner(innen) in eigener Machtvollkommenheit delegierten. Nach Popitz (1992) kann mit der Begründung von Solidarität die Gesamtleistung einer Gruppe über die Summe der Einzelleistungen gesteigert werden. Helfen und Teilen ist nach Popitz (1992) die Basis von Solidarität, was in den einfachsten Formen zu einer Leistungssteigerung beitragen kann. Im Hinblick auf andere Ergebnisse aus der Gesamtuntersuchung kann interpretiert werden, dass durch die Arbeitsteilung im Haus und durch den Einbezug der Arbeitskraft der Bewohner(innen) Solidaritätsgefühle entstanden. Insbesondere durch die Erinnerungen der Hausmütter in der vorliegenden Untersuchung, aber auch anhand anderer Quellen (vgl. Anhamm, 1998; Hoener, 1998) kann eingeschätzt werden, dass in den Häusern oftmals Renovierungs- und Modernisierungsarbeiten durchgeführt werden mussten, bei denen die Hauseltern Arbeiten delegiert haben. Es ist davon auszugehen, dass diese häufig mit den Bewohnern erfolgten, was Solidaritätsgefühle untereinander verstärken und dazu beitragen konnte, dass sich Bewohner über die Mitarbeit im Haus definieren konnten. Die gemeinsame Gestaltung des Alltages konnte aber auch ungünstige Abhängigkeiten entstehen lassen, was auch mit vorhandenen Machtbeziehungen erklärbar ist (vgl. Händler-Schuster et al., 2011a; Popitz, 1992). Eine Machtausübung über andere entsteht dann, wenn Abhängigkeiten unter den Beteiligten entstehen oder wenn Außenstehende abhängig sind von jenen, die in der Machtposition sind. Praktizierte Solidarität kann Sicherheit und Geborgenheit, das Gefühl des Geschütztseins entstehen lassen.

Die Ergebnisse zeigen, dass Hausmütter gezielt belohnt haben. Dies geschah in Form von Sachgegenständen wie beispielsweise Strumpfhosen oder von zusätzlichen Butterbroten. Diese Belohnungen waren zwar eigentlich Entlohnungen für Arbeiten, die sonst gegen Geld hätten vergeben werden müssen. Sie wurden aber ähnlich wie Geschenke als Belohnungen vergeben, deren Höhe und Häufigkeit die Hausmütter familientypisch allein bestimmen konnte. Kein Tarifvertrag regelte, wie viele Strumpfhosen für welche Arbeiten und Anstrengungen fällig waren. Im Hinblick auf die Machtphasen (vgl. Abb. 1) kann es ihnen so möglich gewesen sein, das Verhalten der Hausbewohner durch positive Sanktionen bewusst oder unbewusst zu steuern, was indirekt auch in ein Entweder-Oder mündete, was am ehesten der *Instrumentellen* Machtform zugeordnet werden kann. Die Methode der instrumentellen Machtausübung ist die Formulierung von Alternativen, ein Entweder-Oder. Die Motive, die nach Popitz (1992) Konformität erzeugen, sind Angst und Hoffnung. In der Interaktion zwischen Hausmüttern und Bewohnern könnte die Angst vor Ablehnung oder die Hoffnung auf Zuwendung entstanden sein, was sich aus den vorliegenden Daten der Bewohner interpretieren lässt (vgl. Händler-Schuster et al., 2011a). Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung zeigen klar auf, dass die Hausmutter-Funktion mit einem Verzicht an Privatheit einhergegangen ist und Hausmütter sich wenig abgrenzen konnten, was auch in weiteren

- Bethel 1967–1996. In: Hey, B., Wittmütz, V.: 1968 und die Kirchen. Bielefeld, Verlag für Regionalgeschichte, 2008.
- Richter, A.: Das Leben in einer Hausgemeinschaft. Österreichische Pflegezeitschrift (2008), 12, S. 14–17.
- Rosemann, H.: Vom Stil in neuen Häusern. Manuskript eines Vortrages, der am Brüdertag der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth, Bethel gehalten wurde. Bethel bei Bielefeld, 1966.
- Steinbrück, J.: Von der Fürsorge zur Leistung? Neue Personal-(entwicklungs)konzepte in der Sozialen Arbeit am Beispiel der Diakonie. Aachen, Mainz, 2001.
- Strauss, A., Corbin, J.: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim, Psychologie Verlags Union, 1996.
- Schulz, M., Damkröger, A., Heins, C., Wehlitz, L., Löhr, M., Driesen, M., Behrens, J., Wingefeld, K.: Effort-reward imbalance and burnout among German nurses in medical compared with psychiatric hospital settings. In: Journal of Psychiatric and Mental Health Nursing, 2009, 4/16: 225–33.
- Siegrist, J.: Adverse Health Effects of High-Effort/Low-Reward Conditions. Journal of Occupational Health Psychology, (1996), 1/1: 27–41.
- Tegtmeyer, P.: Brüderrat der Diakonenanstalt Nazareth (Hrsg.). Wir werden seine Wunder sehn! Erinnerungen und Erfahrungen aus der Geschichte des Brüderrhauses Nazareth von 1923–1948. Bielefeld, 1948.

Ergebnisse der Gesamtuntersuchung deutlich wird (vgl. Händler-Schuster, 2011). Ebenso zeigt vor allem die dritte Phase der Hausmutter-Funktion, dass Frauen mit ihrer Aufgabe die Anerkennung durch einen entsprechenden Lohn verwehrt geblieben ist und dass ein Missverhältnis zwischen einer angemessenen Entlohnung der Arbeitskraft und dem Einsatz von Hausmüttern, die ja vielfach pflegebezogen qualifiziert waren, vorlag. Die Literatur verweist darauf, wie wichtig ein Abstand zum Arbeitsfeld ist, weil sonst belastende Umstände sich verstärken und in ein Burn-out münden können. Siegrist (1996) zeigt in seiner Theorie das Verhältnis zwischen Aufwand und Ertrag auf. Bei einem ungleichen Verhältnis zwischen der Motivation für eine Aufgabe und der Belohnung (einschließlich Anerkennung) dafür ist die Gefahr eines Burn-outs groß, was auf die Pflegenden von heute übertragen werden kann (vgl. Schulz et al., 2009). Hier kann ein Bezug zum Modell der Salutogenese hergestellt werden. Bei Antonovsky ist es unser Kohärenzsinn, der dafür verantwortlich ist, wie wir mit Alltagsanforderungen umgehen und diese bewältigen (Antonovsky, 1997). Aus den Ergebnissen kann abgeleitet werden, dass frühere Hausmütter in ihrem Handeln einen Sinn sahen, und sie fühlten sich geleitet durch die Berufung ihres Mannes, der Diakon war. Des Weiteren lässt sich interpretieren, dass sie sich sicher fühlten, solange sie ihren Aufgaben- und Verantwortungsbereich kontrollieren und handhaben konnten und sich dabei wertgeschätzt fühlten, was sie möglicherweise vor einem Burn-out schützte.

Schwächen der Untersuchung

Als eine Schwäche der Untersuchung kann bezeichnet werden, dass sich überwiegend Hauselternpaare oder Hausmütter auf die Anzeige im Nazarethbrief gemeldet haben, die sich mit ihrer Aufgabe identifizierten und in ihrer Funktion auch weitestgehend erfolgreich waren. In Voruntersuchungen konnten auch Hauseltern interviewt werden, die enttäuscht waren und sich von ihrem Beruf teilweise distanzierten (vgl. Behrens, 2008).

Des Weiteren haben in den Interviews mit Paaren oftmals die Hausväter das Wort geführt. Es ist möglich, dass die Ergebnisse anders ausgefallen wären, wenn schwerpunktmäßig Einzelinterviews stattgefunden hätten. Als Einschränkung der vorliegenden Studie könnte interpretiert werden, dass Hausmütter ihre Funktion aus retrospektiver Sicht beschrieben haben und dass die Zeit, in der sie als Hausmutter tätig waren, teilweise viele Jahre zurück liegt. Die Ergebnisse der vorliegenden Studie lassen keine Interpretation zu, wie pflegebezogene Aufgaben am Bett durchgeführt wurden. Schließlich kann eine Grenze der retrospektiven Reflexionen der Hausmütter darin gesehen werden, dass sie ihre Stellung zu den leiblichen Müttern und Vätern der von ihnen aufgenommenen Hausmitglieder so gut wie nie als ein zu reflektierendes Problem ansprachen.

Schlussfolgerungen

Die Ergebnisse zeigen, dass besonders das Phänomen Macht das Handeln der Hausmütter begleitet hatte. Für die heutige Pflegepraxis bedeutet dies, dass pflegerisches Handeln vor dem Hintergrund von Machtprozessen reflektiert werden muss. Nur so lässt sich Machtmissbrauch in der Pflegebeziehung wirksam bekämpfen. Bedeutsam erscheinen der Sinn, den Hausmütter in ihrer Arbeit sahen, sowie der Glaube an die Bedeutung ihrer Funktion. Dieser half ihnen auch in schweren Zeiten, ihren Aufgaben- und Verantwortungsbereich zu bewältigen. Nützlich ist auch eine Reflexion über ein wesentliches Merkmal der Betriebsfamilien Diakonie: Kein Mitglied der Betriebsfamilie war nur krank oder pflegebedürftig oder wurde nur pflegerisch, therapeutisch, seelsorgerlich und hauswirtschaftlich betreut. Alle waren Leistungsträger für die Betriebsfamilie und wurden als solche gebraucht, manchmal missbraucht und – mehr oder weniger – anerkannt. Auch dieses Merkmal ist daraufhin zu reflektieren, ob es bei allen Nebenwirkungen und Missbräuchen zukunftsweisend ist.

PrinterNet Community

Sie finden weitere Informationen zu diesem Artikel unter

www.printernet.info/detail.asp?id=1004